



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Charaktere des sechzehnten Jahrhunderts. 1. : Nicodemus Frischlin.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Charaktere des sechzehnten Jahrhunderts.

1.

Nicodemus Frischlin.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Von David Strauß. Frankfurt a. M., literarische Anstalt. —

„Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens bedingt ist durch Beschaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechselspiele sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandslos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf- oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalles angehört. So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe von der Mitte des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein, das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienste, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang, wie Guttens, doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt. Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienst der Idee, gebraucht sie wol gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft, Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Einfälle und Grillen, eine subjective Befriedigung sucht.“

Grenzboten. I. 1856.

16

So beginnt David Strauß sein neues Werk, wiederum eine höchst dankenswerthe Bereicherung der deutschen Sittengeschichte. Es ist wunderbar, was zuweilen das Publicum an seine Schriftsteller für Forderungen stellt. Strauß hatte mit seinem Leben Jesu einen Feuerbrand in das Lager der Theologie geworfen, seine Dogmatik ging wenigstens ungefähr in derselben Richtung, und nun verlangte man fortwährend neue revolutionäre Thaten und war sehr unangenehm überrascht, als Strauß sich in gelehrte Detailstudien vertiefte, die mit dem revolutionären Trieb der Zeit nicht das Geringste gemein hatten. Sobald in Deutschland irgendeine neue Bewegung entstand, rief der französische Kritiker unsrer deutschen Zustände, Herr Taillandier: Wo ist denn Strauß? Warum gibt er nicht sein Gutachten über diese neue Wendung der Dinge ab und erfüllt damit die Verpflichtung, die er gegen das deutsche Publicum übernahm, als er das Leben Jesu schrieb? Zum Theil, wenn auch nur indirect, hat Strauß auf diese Fragen in seinem Märklin geantwortet. Er ist durchaus eine theoretische Natur. Die religiösen Fragen, die in der Zeit seines ersten Auftretens das Gemüth und die Einbildungskraft der Menge bewegten, waren für ihn nur wissenschaftliche Probleme. Die Lösung, die er überhaupt geben konnte, hat er bereits gegeben, und dieselbe auf das wirkliche Leben anzuwenden, konnte ihm nicht einfallen, weil sie ihm selbst nicht klar war. Die Stellung, die er in der revolutionären Entwicklung unsrer Tage einnimmt, ist fast eine zufällige. Strauß ist eine viel zu keusche und zarte Natur, um ernsthaft in eine Bewegung eingreifen zu können, die eine rücksichtslose und durchgreifende Hand verlangt. Das Feld, auf das er sich in neuerer Zeit begeben hat, ist vielmehr seiner Natur vollkommen angemessen. Er hat ein sehr feines Auge für einzelne feine Züge des Seelenlebens und einen ungewöhnlichen Scharfsinn, die Fäden aufzufinden, welche dieselben mit der philosophischen Entwicklung der Zeit verbinden.

Die vollständige Anschauung eines historischen Zeitalters gewinnen wir nur aus der detaillirten Darstellung, wie sie die eigentliche Geschichtschreibung nicht geben kann; und da der historische Roman bei uns nicht gedeihen will, so ist die biographische Entwicklung merkwürdiger Persönlichkeiten das einzige Mittel, diese Seite der Geschichte zu ergänzen. Mancher Leser wird sich wundern, wie man einen an sich nicht bedeutenden Mann mit so großer Ausführlichkeit behandeln darf; aber die Bedeutung ist etwas Relatives; grade seine Schwächen machen Frischlin zum getreuen Abbild seiner gleichfalls abgeschwächten Zeit.

Die Glaubensverbesserung, wie sie im Anfang des Jahrhunderts angestrebt wurde, hatte ihre productive Kraft verloren und war in dem Pfuhl theologischer Streitigkeiten versunken; dagegen versuchte der Humanismus, der zuerst von der Reformation in Schatten gestellt und beeinträchtigt war, sich von dem

kirchlichen Interesse wieder frei zu machen. Zu einer wirklichen Neubildung kam es auch auf diesem Gebiete nicht. Die bessern Köpfe suchten die neuesten grammatischen und kritischen Forschungen der Nachbarvölker für Deutschland fruchtbar zu machen, das sie in seinem theologischen Eifer außer Acht gelassen hatte. Frischlin erscheint als Epigone der großen Humanisten des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts, deren Streben weniger auf historisch-kritische Erforschung, als auf praktische Aneignung der alten Sprachen, auf verständige Auslegung und künstliche Nachbildung der classischen Sprachdenkmale gerichtet war. In seinem renommtistischen Selbstgefühl dagegen, seiner unbändigen Rauflust, seinem glücksritterlichen Wandern und Dienstwechselln spukt schon etwas von der Art jener kühnen Abenteurer vor, die in der Entfesselung aller Kräfte während einer dreißigjährigen Kriegszeit sich Namen, Geltung und ungebundene Existenz zu erringen strebten. Gleichzeitig begann allmählig die deutsche Dichtung aufzublühen, und Frischlin versuchte sich nicht ohne Anlage auch auf diesem Gebiet; aber er war zu sehr Philolog, um nicht das glänzende Geschäft einer classischen Nachbildung der großen lateinischen Dichter dem mühsamen einer Arbeit auf ungeebneten Wegen vorzuziehen.

Nicodemus Frischlin wurde 1547 in Tübingen geboren und schon 1568 wurde ihm die *lectio poeticae* auf der Universität Tübingen übertragen. Er suchte die Formen der lateinischen Poesie, namentlich des Virgil, den er für den größten Dichter hielt, beizubehalten, dagegen christliche Ideen in dieselben einzuführen, wobei es ihm denn doch wol zuweilen unbewußt begegnete, daß der Humanismus über das Christenthum den Sieg davontrug. Sein Hauptgeschäft bestand theils in Paraphrasen d. h. in Uebertragungen aus der schwer verständlichen poetischen Sprache in das allgemein geläufige prosaische Latein, theils in Disputationen, in denen er die Schüler zu eigener Thätigkeit anzuregen suchte. Seine Arbeitskraft und seine Wirksamkeit war groß; aber die freie Art, in der er sich über seine Collegen äußerte, erregte bald die allgemeine Unzufriedenheit derselben; namentlich stellte sich der Professor Crusius, ein trockner, boshafter Pedant, an die Spitze seiner Gegner und ging bald in seinem Haß so weit, daß er darüber ein förmliches Tagebuch führte. Frischlins Gehalt war klein; er hatte sich früh verheirathet und mußte bald eine zahlreiche Familie versorgen, allein die Mißgunst des Senats schnitt ihm jede Beförderung ab. Man warf ihm vor, er sei dem Trunk ergeben, und freilich bekannte Frischlin, „daß er lieber Wein, dann Bier und Wasser trinke, überkomme auch bessere *spiritus vitales* und *poeticos* von dem Wein, dann von Bier oder Wasser, aber was thue das, wenn er und andere Poeten bisweilen einen starken Trunk, ohne Verschmämmiß ihres Amtes, *ad refectionem ingenii* thue? Geistlichen Würdenträgern, Juristen, Aertzten, stehen strenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern.“ —

Die Hauptsache war der Brotneld der gelehrten Pedanten gegen einen rücksichtslos emporstrebenden Mann, der schon damals mit dem vermessenen Unternehmen umging, eine neue Rhetorik zu schreiben.

Wenn ihm der Senat die Beförderung versagte, so gewann er dagegen die Gunst des Hofes. Seine poetische Beschreibung der württembergischen Hochzeit und sein Lobgedicht auf den österreichischen Kaiser verschafften ihm die Stelle eines Hofdichters, er wurde fortwährend nach Stuttgart gezogen und machte sich daher in seiner akademischen Thätigkeit mehrer Versäumnisse schuldig, bald wegen einer Mahlzeit mit Fremden, bald wegen einer Reise zum Herzog oder zum Grafen von Zollern, einmal auch propter vitium horologii. Das alles war dem Senat so anstößig, daß er beschloß, sich an den Hofprediger mit einer Vorstellung zu wenden, daß man Frischlin künftig verschonen möge. Das Verhältniß zu seinen Collegen wurde dadurch nicht besser, daß er sich zuweilen seiner Hofgunst überhob, und daß er es ehrenvoller fand, hoch zu Rossen zu sein und an fürstlicher Tafel zu speisen, als der steifen Mahlzeit gelehrter Pedanten beizuwohnen. Der Senat blieb taub gegen alle Vorstellungen der herzoglichen Räte, dem mißliebigen Collegen endlich eine angemessene Stellung zu geben, und die Gratificationen aus der herzoglichen Kasse und die Zusendungen aus dem herzoglichen Keller kamen nicht regelmäßig. Bald sollte er erfahren, daß man nicht ungestraft aus dem natürlichen Kreise seines Standes heraustritt. In seinem Umgang mit den Edelleuten, deren Sitten größtentheils noch roh, deren Bildung gering, deren Hochmuth aber um so größer war, machte er sich zu gemein. So nahmen sie ihn, was die Sitten betrifft, für ihres Gleichen; da sie aber nach Rang und Stand sich hoch über ihm wußten, so sahen sie ihn doch wieder nur als ihren Lustigmacher an. Und indem er sich ebenso umgekehrt seiner Ueberlegenheit an Geist und Bildung bewußt war, erlaubte er sich, die edeln Herren mit Scherzen und Stichelreden aufzuziehen, die das eine Mal hingingen, das andere Mal aber doch auch böses Blut absetzten.

Am Schluß eines großen Trinkgelages, an dem es sehr heiter zuging, brachte Frischlin dem Obervogt von Thüringen, der eben einschlafen wollte, einen Becher zu. Aber diesem mochte mit dem Wein noch eine von Frischlins Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte sich dieser jetzt, beim Zutrinken, einen Spas, der ihm mißfiel; genug, statt Frischlins Gruß zurückzugeben, antwortete er lakonisch: „Ein Dreck;“ worauf Frischlin, in solchen Fällen nie verlegen, mit aller Feinheit der besten Gesellschaft jener Zeit erwidert: „Ich nimm euer Maul und isz den Dreck und noch mehr.“ Darauf wandte er sich um und trank den Becher dem nun auch aufgestandenen Hofrichter zu, indem er den Winterhut, den er abgezogen hatte, wieder aufsetzte. Während er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schlag auf den Hut, daß ihm dieser

über die Augen herabfällt. Es war der Obervogt, der aber, bis Frischlin den Hut zurückgeschoben und den Becher niedergesetzt hatte, um sich umzuschauen, schon wieder auf beide Ellbogen gestützt am Tische saß.

Es war für einen Gelehrten doch kein gutes Spiel, mit den Junkern so familiär zu verkehren. Der wohlwollende Herzog suchte die Sache möglichst auszugleichen, aber der Schimpf blieb doch auf Frischlin sitzen. — Schlimmer wurde das Verhältniß durch die *Oratio de vita rustica*, die Frischlin 1578 hielt und später drucken ließ. Das Lob des Bauernstandes mochte noch hingehen, aber die Seitenhiebe auf die Edelleute waren unerträglich. „Vergleiche jeztunder mit diesem Lob der Bauern das Leben unsrer Edelleut, wie sie genannt werden, und erwäge bei dir selber, welche von beiden frömmere, heiliger, gerechter, billiger und edler seien. Dann wo hört man gräulichere Gotteslästerungen zu unsrer Zeit, dann bei den Adelspersonen? Welche die allerfrömmste sein wollen, die erheben den Papst, nit darum, daß sie die päpstlich Religion so hoch achten, sondern daß sie vielmehr halten auf hohe Ehr, Dignität, Würde und die feisten Kuchen der Thumbherrn u. s. w. . . . Was soll ich aber sagen von dem grausamen Wüthen, so etliche Leutfresser unter denen vom Adel an ihren Bauern gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meint ihr, daß an denen Orten, da die größte Straflosigkeit ist, heutigstags Edelleut seien, da ein jeder etlich gar unschuldige Bauern um schlechter Ursache willen auf den Tod oder auch gar zu Tode geschlagen hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen Solchen peinlich sürgestellt oder mit dem Henker gestraft hätte . . . So du hierin einen kennest, so kennest du sie all, all stimmen zusammen; ist alles gleich und eben; einer ist an der Uebelthat schuldig, die andern vertheidigen ihn all . . . Was ist nun das für eine Hoffahrt derjenigen, welche niemand für edel halten, er könne dann seiner Voreltern rostige Bildnissen oder Wappen aufweisen, und sein Geschlecht von seinen vier Aehnen oder Urahnen auswendig erzählen? Daher kommt die Verachtung der allergelehrtesten Leut, denen die allergelehrtesten gröbsten Edling sich selbst weit sürziehen, und weil sie mit einem (weiß nit was für einem) Wahn ihres Herkommens aufgeblasen und geschwollen sind, so wollen sie allenthalben am Brett sitzen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und Kanzleien sollen wir ihrer Gnaden froh sein und ihnen zu Füßen fallen u. s. w.“ —

Diese Rede erregte einen furchtbaren Sturm unter dem gesammten Adel. Frischlins Leben wurde mehrfach bedroht, und der verordnete Ausschuß gemeiner freier Reichsritterschaft zu Schwaben erließ eine wüthende Klagschrift an den Herzog von Württemberg. Dem Herzog war die Sache sehr unbequem, denn er war ein friedliebender Herr, aber er hatte zugleich ein starkes Rechtsgesühl und nahm seinen Dichter in Schutz. Der Adel ließ mit seinen Ver-

folgungen nicht ab, und der Landgraf von Hessen, des Herzogs Schwager, schrieb an ihn einen ziemlich zornigen Brief, der so charakteristisch ist, daß wir ihn auszugsweise hier mittheilen.

„Wie wohl ich nun Eurer Liebden alle Kurzweil und Freude gern gönne, so kann ich E. L., als einem erst angehenden Fürsten, keineswegs gönnen, daß sie mit solchen *histricis ludis*, die von eglischen *scurris*, so die Sache nicht verstehen und sich vor hohe Meister achten wann sie einem ein Kleck anklittern können, angerichtet, tot *ecclesiarum*, tot *tantorumque virorum* und des ganzen Abels, so *dextera manus principum* ist, Mißgunst und *invidiam* auf sich laden; darums E. L. kein Ruhm (dann E. L. kein Schüler mehr, viel weniger ein *poeta lyricus* ist, der ihro aus solcher Schüzerei und *scommatibus* eine Ehre zu suchen) aber viel viel Unhails und Nachthail laichtlich erfolgen kann. E. L. denken daran, was ihrem Großhervater *ex lesione unius nobilis* begegnet, und bedenken, was ihr *ex lesione totius nobilitatis* begegnen könnte, welches doch Gott gnädiglich wolle verhüten. Darum und diewail ich versteh, daß E. L. vom schwäbischen Adel deswegen allberait zu etlichen Malen angelangt, auch diß Werk je länger je mehr zu E. L. Unglimpf waiter außgebrattet wird, so rath ich E. L. mit allen Treuen, sie wollen sich zur Beweifung ihres Mißfallens also hierin erzaiten, damit sie des Abels favor daran E. L. zum höchsten gelegen, *recuperiren* und das Geschrai tilgen, daß sie die Stühl auf die Tisch, den Bauren über den Edelman setzen, und um eines *histrici scurrae* willen den ganzen Abel ohne alle Noth auf sich laden wollen; auch sich hinsüro von ihren Literaten nicht zu sehr lassen einnehmen, denn sonst werden sie E. L. noch gar über die Bank ziehen. . . . Man darf vorwahr kein Läuß in Pelz setzen, ingleichen auch die Bauern nit gegen die vom Adel *concitiren* oder über sie erheben; dann solch Ungezieser wegt vor sich selbst, und man hat zu schaffen es zu tilgen, wie solches die *exempla* vor sechzig Jahren bezeugen, da über solchen *disputationibus* der vom Cung, Bundschuh und letztlich die allgemeine Baurenaufrehr entstand, und eben durch solche *captatio aurae popularis a literatis scurris* ward angerichtet.“

Dieser Ton verfehlte auf den Herzog, der damals doch schon 27 $\frac{1}{2}$  Jahr alt war, seine Wirkung. „Wir wissen wohl, wie wir einen Stand vor dem andern zu halten. Aber der Ursachen halben seyn dagegen andre gute ehrliche Leut nicht gar zu Füßen zu treten, besonders ist dies bei uns una *Maxima*: welcher sich in seinem Stand ehrlich, aufrichtig hält und seinem Fürsten getreu und fleißig dienet, daß demselben auch, seinen *donis animi* nach, mit denen ihn Gott gezieret und vor andern begnadet, die Ehr zu gönnen, und etwa vor andern zu gebrauchen und herfür zu ziehn; wie man denn in allen wohlgeordneten Regimenten je einen Stand neben den andern haben und bleiben lassen muß.“

Der Herzog war wohlgesinnt, aber die fortwährenden Händel waren ihm zuwider, und als Frischlin den Versuch machte, seine Rechtsache vor die kaiserlichen Gerichte zu bringen, that er Einspruch und gab ihm Hausarrest. Die Stellung des Professors wurde immer unhaltbarer, da die alten Feinde unter seinen Collegen sich wieder regten, und so kam zur guten Stunde ein Ruf nach Laibach, wo er das Rectorat einer Schule erhielt. Dort beschäftigte er sich mit der Herausgabe einer neuen Grammatik, die in der That einen wesentlichen Fortschritt im Verständniß der lateinischen Sprache enthielt, aber ebendeshalb die bisherigen Grammatiker nur um so mehr aufbrachte. Auch in Laibach fühlte sich Frischlin unzufrieden; sein Gehalt war gering und er versuchte noch einmal in Tübingen unterzukommen. Der Senat weigerte sich entschieden, der Herzog gab ihm zwar als seinem Hospoeten eine kleine Besoldung, aber diese reichte nicht aus und er fing an, sich auf das Studium der Medicin zu legen, um eine ganz neue Laufbahn zu beginnen. Seine Gegner hatten jetzt ein neues Mittel gefunden, ihm zu schaden, sie klagten ihn des Mordes und des Ehebruchs an. Die erste Beschuldigung war ganz lächerlich, die zweite bezog sich auf eine längst verjährte Geschichte. Aber Frischlin war seiner Sache nicht sicher; als es zur Untersuchung kommen sollte, entfloh er aus Tübingen und schrieb in der Fremde eine sehr bittere Satire gegen die ganze Universität. So verscherzte er denn auch seine letzte Stütze, die Gunst des Herzogs. Weil er die philologischen Ansichten Melancthons angriff, machte man auch seine Rechtgläubigkeit verdächtig, und so häuften sich denn die Angriffe und Entgegnungen immer mehr. Er selbst führte ein unstetes Wanderleben, in Prag, in Wittenberg, in Braunschweig (1588), überall bald wieder in Zank mit seinen Umgebungen und dabei doch nicht fest genug, um seine Sache mit Ehre und Anstand zu vertreten. Ganz heruntergekommen wurde er 1590 in Mainz auf württembergische Requisition verhaftet und nach Württemberg abgeführt. Dort behandelte man ihn anfangs nachsichtig, aber er beging die Unvorsichtigkeit, eine Appellation an das Reichskammergericht aufzusetzen, und diese fiel seinen Feinden in die Hände. In solchen Dingen verstanden die damaligen Souveräne keinen Spaß. Der Herzog war im höchsten Grade ungehalten, und Frischlin wurde nach Hohenurach abgeführt, wo man ihn in strenger Haft hielt. Zwar scheint man nicht die Absicht gehabt zu haben, ihn ernstlich zu verurtheilen, man wollte ihn nur demüthigen. Einen innern Halt hatte er nicht. Er reichte ein unterwürfiges Gnadengesuch nach dem andern ein, und schon fing man an, ihn milder zu behandeln, da verlor er von neuem die Geduld und machte im November 1590 einen verzweifelten Fluchtversuch, wobei er ums Leben kam.

Einen Gegensatz gegen das zerfahrene Wesen Frischlins bildet die vornehme Haltung des großen Philologen Scaliger, auf dessen Biographie von Ver-

nays wir im Folgenden eingehn; ein sehr verwandtes Bild dagegen finden wir in der Darstellung Wullenwevers durch Waig, deren zweiter Band erschienen ist, und die in Beziehung auf die Entwicklung städtischer Demokratie die interessantesten Betrachtungen hervorruft. Auch Wullenwever, der heute so gefeierte Held der Hanse war in der Unstetigkeit und Hast seiner Entschlüsse der treue Typus einer geschichtlichen Uebergangszeit, die mit den alten Principien in unschönen Formen brechen mußte.

## 2.

## Joseph Justus Scaliger.

J. J. Scaliger von Jacob Bernays. Berlin 1855. W. Herz. —

Herr Bernays, ein Schüler von Ritschl, dem dies Buch gewidmet ist, hat sich der philologischen Welt schon lange aufs vorthellhafteste bekannt gemacht. Durch diese Biographie des größten Alterthumsforschers im sechzehnten Jahrhundert hat er sich ein neues Verdienst erworben. Er hat zwar keine bisher unzugänglichen Quellen benutzen können, die von Belang wären; aber eine Bearbeitung des zerstreuten, weitschichtigen und zum Theil wenig bekannten, weil schwer aufzufindenden Materials für diesen Gegenstand war ein wirkliches Bedürfnis. Herr Bernays hat sie nicht nur mit Gründlichkeit und Einsicht ausgeführt, sondern er hat auch verstanden, ihr eine sehr geschmackvolle Form zu geben und wir hoffen daher um so mehr, daß sein Buch sich einen weitem Leserkreis gewinnen wird, als den der Fachgenossen. Scaligers Persönlichkeit ist eine von denen, die nicht bloß den Gelehrten, sondern jeden Gebildeten interessiren müssen; und der unvergleichliche Mann gewinnt durch die Stellung, die er in seiner von Glaubenszwist erfüllten Zeit einnahm, als Vertreter der freien Forschung gegenüber dem Autoritätsglauben, als Vorkämpfer der protestantischen Wissenschaft gegen den Jesuitismus ein doppeltes Interesse. Deshalb wollen wir einen kurzen Abriss seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit aus dem Buche des Herrn Bernays geben.

Joseph Justus Scaliger (geboren 1540) war der Sohn des gelehrten Arztes Julius Casar Scaliger, der sich zu Agen in Guyenne niedergelassen hatte und allgemein für einen Abkömmling der della Scala, Fürsten von Verona galt, deren Monumente dieser Stadt noch jetzt zur Zierde gereichen. Der Vater sandte den Knaben nach der lateinischen Schule in Bordeaux, wo Muret und Buchanan lehrten, nach seiner Rückkehr von dort benutzte er ihn dazu, ihm die Ergüsse seiner Muse in die Feder zu dictiren, die sich auf einige hundert lateinische Verse an jedem Abend beliefen; mehr nützte dem Sohn der Umgang des Vaters für die Kenntniß der Naturgeschichte und am meisten die Schärfung des Sinnes für Wahrheit, den Beispiel und Ermahnung in ihm

unaufhörlich rege und wach erhielten. Nie wurde er mit seinen Geschwistern vor den Ozeis gebracht, ohne mit dem Zuruf: „Nicht lügen!“ empfangen zu werden. Nach des Vaters Tode ging der neunzehnjährige Jüngling nach Paris, um dort unter Turnabus Leitung das Griechische zu studiren, allein er zog es bald vor, das Studium auf eigene Hand zu treiben und nach zwei Jahren concentrirter Anstrengung hatte er eine tiefe und umfassende Kenntniß dieser so höchst schwierigen Sprache gewonnen, was freilich nur einem Sprachgenie, wie Scaliger es war, gelingen konnte. Er warf sich dann mit derselben Energie auf die orientalischen Sprachen und erlangte auch hier unverächtliche Kenntnisse; noch als Sechzigjähriger versuchte er in Leyden, unter Anleitung eines getauften Juden des Talmudischen Herr zu werden und in Rom unterhielt er sich mit den Bewohnern des Ghetto in ihrer eignen Sprache und that sich auf die Complimente, die er von ihnen erntete, etwas zu gut. Auch für seine religiöse Entwicklung ward der Aufenthalt zu Paris entscheidend, er trat 1562 zu den Reformirten über und umfaßte fortan „die Religion und die Musen“ mit gleicher Liebe. Zwei seiner Aussprüche bezeichnen charakteristisch seinen ernstesten religiösen Sinn: jamais apostat n'a rien fait qui vaille puis après, und: superstitieux jamais ne fut docte.

Im Jahre 1565 und dem folgenden bereiste Scaliger Italien, in Gesellschaft des Herrn de la Rochepozay, der als französischer Gesandter nach Rom ging und mit dessen Familie er in ununterbrochenem dreißigjährigen Verkehr stand. Französische Große hatten damals noch die Sitte, bedeutende Gelehrte zu freier Haus- und Reisegenossenschaft an sich zu ziehen und Scaliger hat seinem Gönner oft auf der Reise zu Pferde den Polybius interpretirt. Der Sinn für die monumentalen Reste des Alterthums scheint ihm abgegangen zu sein, Rom ließ ihn, so viel wir wissen, ohne Eindruck; dagegen brachte er eine Sammlung alter Inschriften aus Italien mit, die das Fundament zu einer neuen Seite der Alterthumsstudien werden sollten. Interessant ist ein Gedicht aus dieser Zeit, in dem er seinem jugendlichen Haß gegen Venedig vollen Ausdruck gab. Es ist ihm die Vorrathskammer des Verbrechens, die Schatzkammer der List und der Unthat birgt, die Werkstätte von Blut und Gift, wo die Giftmischer und Meuchelmörder reich belohnt werden und der Bravo nach dem Verbrechen stolz einhergeht. Ueberhaupt gewann er die Italiener nicht lieb. „Man muß dem Italiener nicht trauen, sagt er, denn er ist ohne Religion; er ist nur zu seiner Bequemlichkeit Christ; sie sind alle Atheisten.“ Auf der Rückreise besuchte er Großbritannien, doch scheinen ihn die Schotten mehr angesprochen zu haben, als die Engländer, er sagte, sie seien gute Philosophen, (obwol er selbst zu eigentlicher philosophischer Speculation durchaus keine Neigung hatte); und die Steinkohlenlager Schottlands erregten sein Interesse, aber auch die volksthümlichen Balladen. Die Engländer dagegen mißfielen ihm wegen ihres

Franzosenhasses und ihrer Ungastlichkeit, auch der Puritanismus berührte ihn unangenehm, er warnte später seinen Freund Casaubonus zu „diesen Affen“ zu gehen. Auch die müßiggängerischen fellows der englischen Colleges ließ er nicht unbemerkt.

Nach seiner Rückkehr nahm er in Frankreich an dem zweiten und dritten Religionskriege (1567—70) Antheil, verlor den Rest seines Vermögens und auf den Schlachtfeldern die Mehrzahl seiner Freunde. Aus seiner Nieder geschlagenheit richtete ihn der große Jurist Cujacius in Valence auf. Dieser in seiner Großartigkeit vielleicht einzige Gelehrte lebte mit dem jungen Mann im vertrauten Umgang, führte ihn in das Studium des römischen Rechts ein und begründete unter andern seine Freundschaft mit dem spätern Geschichtschreiber und Präsidenten de Thou. Nachdem eine diplomatische Sendung nach Polen, an der Scaliger auf Cujacius Veranlassung hatte Theil nehmen sollen, unausgeführt geblieben war, verließ Scaliger das mit dem Blut der Bartholomäusnacht besetzte Frankreich und ließ sich in Genf nieder. Er sollte dort Philosophie dociren, aber er taugte nie dazu „à caqueter en chaire et pedanter“ und hat in der That das seltene Glück gehabt, während zweier Jahrzehente seines Mannesalters sich ungedrückt von Amtspflichten einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit hingeben zu können. In dieser beginnt nun eine neue Epoche. Bis dahin hatte er durch die Bearbeitung lateinischer Schriftsteller und Dichter für die Textkritik den richtigen Weg gewiesen, gezeigt, wie man die Uebertieferung der Urgestalt annähern müsse. Dies war um so nothwendiger und segensreicher in einer Zeit, wo die italienischen Philologen eine Behandlung der literarischen Ueberreste des Alterthums eingeführt hatten, die im besten Falle mehr künstlerisch, als wissenschaftlich war. Wie man sich in Italien im sechzehnten Jahrhundert bei Auffindung alter Kunstwerke beeilte, das Verstümmelte schnell auf gutes Glück zu ergänzen, um doch ein genießbares Ganze zu haben, ohne daß man dabei auf die Intention des alten Künstlers viel Rücksicht nahm — mit ähnlicher Willkür verfuhr man auch bei der Herstellung der schriftlichen Monumente. Man übertünchte die Schäden auf Gerathewohl, füllte die Lücken nach Belieben aus und blieb nicht einmal immer dabei stehn, sondern gar mancher Gelehrte fügte den alten Dichtern seine eignen Einfälle bei. Dann sank der anfänglich begeisterte Eifer ganz zur Tändelei herab, die Studien geriethen in die Gefahr, dem Genuß dienstbar gemacht zu werden und dabei suchten die Italiener für sich ein Monopol auf Classicität zu behaupten. Scaliger gab der Wahrheit in der Kritik ihr Recht wieder, das die Schönheit ihr hatte nehmen wollen und stellte den wissenschaftlichen Ernst der classischen Studien her.

Nach dieser diorthotisch-kritischen Wirksamkeit wandte sich Scaliger zu einer historisch-kritischen und trat 1583 mit einem chronologischen epochemachenden Sy-

stem auf in dem Werk de emendatione temporum; nachdem grade im Jahre vorher der verbesserte Kalender in allen katholischen Ländern Eingang gefunden hatte, wobei man vom vierten auf den funfzehnten October hatte überspringen müssen. Die Nichtkatholiken protestirten heftig gegen die von päpstlicher Autorität ausgegangene Verbesserung und einige Capitel in Scaligers Buch, die Einwendungen gegen das neue gregorianische Jahr enthielten (ohne daß er übrigens das julianische vertheidigte) machten das Buch bald zu einem in ganz Europa gekannten und besprochenen, wenn auch nicht gelesenen. Das Werk legte zu einer wissenschaftlichen Chronologie den Grund, deren Mangel weder die Begeisterung, noch die Tändelei der Italiener empfunden hatte.

Ein neuer Abschnitt wird in Scaligers Leben durch die Berufung nach Leyden gebildet, wo er bis an seinen Tod geblieben ist. Justus Lipsius, der bis 1590 dort die Professur der römischen Geschichte und Antiquitäten bekleidet hatte, erbat sich Urlaub, angeblich zu einer Badereise nach Spaa; indes bald erfuhr man, was man vorausgesehen hatte: daß er zu Mainz mit den Jesuiten, den Lehrern seiner Jugend, in Verbindung getreten war und sich wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche hatte aufnehmen lassen. Lipsius besaß eine ungeheure Gelehrsamkeit und hat um die römischen Alterthümer und manche Schriftsteller, namentlich Bellejus und Tacitus, sich die größten Verdienste erworben, aber er war kein Genie, kein universeller Geist wie Scaliger, den er selbst „den Adler in den Wolken“ genannt hat. Auf Scaliger mußte bei den damaligen religiösen und wissenschaftlichen Zuständen der Blick der Universität Leyden zuerst fallen. Doch dauerten in Folge mannigfacher Verzögerungen die Unterhandlungen zwei Jahre. Sie endeten damit, daß die Universität ganz darauf verzichtete, Scaliger die Pflichten der Professur zuzumuthen, sondern nur seine Anwesenheit zu Leyden verlangte, damit er dort in Ruhe seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetze. Diese der Universität so wie Scaligers gleich würdige Berufung nahm er denn auch an. Obwol von bestimmten Leistungen entbunden, genoß er einen ihm von allen Seiten stillschweigend eingeräumten Vorrang und die Großen Hollands, sämmtlich von wahrer Bildung, wetteiferten, ihm ihre Achtung zu bezeugen, namentlich Oldenbarneveldt, Colignys Tochter, die verwittwete Prinzessin von Dranten und Prinz Moriz von Nassau, der ihm „bei Tafel den Vortritt vor seinen fürstlichen Bettern gab“ und keine zeitraubenden regelmäßigen Aufwartungen verlangte. Ueberdies stand er zu dem jedesmaligen französischen Gesandten in inniger Beziehung. Aber jeder politischen Schriftstellerei enthielt er sich aufs strengste und als Lipsius sich darauf einließ, that er den merkwürdigen Ausspruch: „Lipsius ist kein Staatsmann und kann nichts in der Politik; Pedanten können in diesen Dingen überhaupt nichts; weder ich noch ein anderer Gelehrter würde über Politik schreiben können.“ Trotz dieser Bescheidenheit nahm er nicht nur den lebhaft-

sten Antheil an dem Gang der Begebenheiten, sondern beurtheilte sie auch mit großem Scharfblick. Im März 1608 sagt er in einem Brief an den pfälzer Rath Lingelsheim die protestantische Union und den daraus folgenden dreißigjährigen Krieg voraus: „das eine weiß ich, daß dies Jahr etwas Ungeheures zur Welt bringen wird. Denn alles deutet auf eine große Veränderung, die sich nicht auf einen Winkel von Europa, sondern auf ganz Europa erstrecken wird. Ich treibe nicht selbst Politik, aber ich sehe, was vielleicht Erfahrenere übersehen, weil sie ihre Aufmerksamkeit schon getheilt haben. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich mich täuschen möchte.“ — Aber trotz der ehrenvollen Stellung, trotz der segensreichen Wirksamkeit, die ihm gegönnt war, sehnte er sich unter jenem Nebelhimmel, wo er „die Nachtigallen nie schlagen hörte, doch immer nach dem schönen Süden zurück.“ Er schreibt an Casaubonus, der von Genf nach Montpellier gezogen war 1597: „Ich werde hier die Redeübungen der Frösche hören, während um dich das Schlagen der Nachtigallen schmettert. Bis jetzt haben sie sich hierher noch nicht gewagt. Schon seit drei Jahren vermisse ich ihre Klagelieder. Mich treiben die Wolken zwischen meine vier Wände: du erfreust dich mitten im Winter reiner Luft und lieblicher Fluren. Ich be-  
neide dich.“

Zunächst schloß sich in Leyden an Scaliger ein Kreis von jungen Holländern an, aus dem fast alle bedeutenden Philologen der Niederlande im 16. Jahrhundert hervorgegangen sind; unter ihnen trat Daniel Heinsius dem Lehrer am nächsten. Auf England wirkte er weniger durch persönliche Beziehungen, als durch seine chronologisch-historischen Werke, die dort am frühesten und längsten Gegenstand des Studiums und auch der Bestreitung wurden; John Selden, der Führer im langen Parlament, war der bedeutendste der Gelehrten, die sich an diesen Forschungen beteiligten. Weniger unmittelbar war Scaligers Wirksamkeit auf Deutschland, dessen Geister schon im Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Wust kirchlicher Streitigkeiten und einer jeden frischen Trieb erstickenden Erziehung gehemmt waren. Unter den deutschen Gelehrten, deren Thätigkeit durch Scaligers Rath geleitet wurde, war der heidelberger Bibliothekar, James Gruter, und ihn beweg und trieb Scaliger zu der ersten großen Sammlung römischer Inschriften, die das Fundament zum Studium der römischen Epigraphik legte. Von Scaliger ging nicht nur Anregung und Plan aus, auch ein großer und wichtiger Theil des Materials, das Wichtigste der Bearbeitung ist sein; und endlich mußte er sich noch zu der zehnmonatlichen Sklavenarbeit eines Verzeichnisses verstehen, ohne das die ganze Sammlung unbenußbar gewesen wäre. Scaliger hatte eine Vorliebe für Deutschland von seinem Vater ererbt, der am Hofe Maximilians I. erzogen, lange im deutschen Heere gedient hatte: er hat eine Grabrede auf die 1529 bei Wien gegen die Türken Gefallenen verfaßt, worin er von der deutschen Sprache sagt, in dieser

Sprache rede der Geist der Natur bei seinen Erwägungen mit sich selbst, und die Erfindungen der Uhren, des Pulvers und des Bucherdrucks mit Enthusiasmus preist. Je mehr Nachsicht und Theilnahme aber Joseph Scaliger den so unendlich tief unter ihm stehenden deutschen Gelehrten bewies, desto mehr mußte es ihn schmerzen, daß er in seinen letzten Jahren die rohesten und schändlichsten Angriffe grade von Deutschland erfuhr. Seine frühere Vorliebe verwandelte sich in Abneigung, aus der Aeußerungen hervorgingen, wie folgende: „Heutzutage sind die Deutschen sehr dumm und ungelehrt. Sie kümmern sich nicht, welchen Wein sie trinken, wenn es nur Wein ist, noch welches Latein sie sprechen, wenn es nur Latein ist.“

Jene Angriffe waren eine Folge von Scaligers Kampf gegen den Jesuitenorden, der überhaupt am meisten beigetragen hat, das Urtheil der Mitwelt und Nachwelt über ihn zu verwirren. Bis jetzt hatte der Orden sich noch in keiner andern Weise mit dem Stolz der neuen Zeit, der classischen Philologie, geschmückt, als indem er Philologen wie Muret und Lipsius zu sich herüberzog, von dem der letztere seine Schriften der Censur der Väter unterwarf. Nun erkannte man aber, daß man nicht länger die Gegner im Alleinbesitz des philologischen Ruhms lassen dürfe, und jüngere Ordensglieder, wie Sirmond und Petavius mußten nach Auszeichnung in diesen bisher vernachlässigten Fächern streben: wenn sie auch noch nicht sogleich gegen die beiden hugenottischen Philologen Casaubonus und Scaliger ins Feld geführt werden konnten. Den Anlaß zum Angriff auf Scaliger bot erst die zweite Bearbeitung, die er von seinem Werk *de emendatione temporum* 1598 erscheinen ließ, und die einige auf kirchliche Urkunden bezügliche kritische Behauptungen enthielt, die jetzt niemand mehr bezweifelt, die aber in jener Zeit angreifbar erschienen. Es handelte sich hier hauptsächlich um eine Schriftensammlung, die angeblich von Dionysius, dem Mitgliede des athenischen Areopags herrühren sollte, der auf Paulus Predigt vom unbekanntem Gotte gläubig geworden: sie war geschmiedet, um die hierarchische Verfassung mit der Autorität des apostolischen Alterthums zu bekleiden. Scaliger gab einen speciellen Beweis ihrer Unechtheit und nannte den Fälscher in seiner lebhaften Weise „einen Affen“. Nun wurde in den leitenden jesuitischen Kreisen das Signal zum Angriff gegeben, und es erfolgte eine Reihe von Schmähschriften voll der gehässigsten Persönlichkeiten; und da Scaligers Sittenreinheit über Verleumdung erhaben war, wurde mit wahrhaft jesuitischer Bosheit seine Abstammung von dem veronesischen Fürstenhause della Scala in Zweifel gezogen: die Väter wußten sehr wohl, wie viel Scaliger auf diese hielt. Allen Extract des giftigsten und tobendsten Schimpfens enthielt der neunhundertseitige Quartband des deutschen Gaspar Schoppe (*Scioppius*), damals in Rom: „Der untergeschobene Scaliger,“ dessen Ton und Inhalt abwechselnd Lachen und Entsetzen erregt. Der Verfasser

spricht es unverhohlen aus, daß seine Absicht sei, Scaliger schon in diesem Leben ein Vorgefühl der ewigen Verdammniß zu geben, die seiner in jenem Harre, und zu bewirken, daß seine grauen Haare mit Gram in die Grube fahren. Dem Buch ist eine ausführlich motivirte Bejahung der Frage einverleibt: ob Tödtung der Ketzer geboten sei, und es ist dem spätern Kaiser Ferdinand II. gewidmet, als von welchem man am ersten die praktische Befolgung dieses Gebots erwarten konnte. Trotz Scaligers Widerlegung erreichten die Jesuiten durch diese Schrift ohne Zweifel den Zweck, seine Prätentionen auf alten Adel lächerlich erscheinen zu lassen, und damit war wenigstens bei dem französischen Publicum gewiß viel gewonnen: die Taktik, den Streit von einem wissenschaftlichen Gebiet auf ein persönliches hinüberzuziehen, hatte sich auch hier bewährt. Daß Scaliger innerlich sehr tief von diesen Angriffen berührt worden, ist kaum zu glauben, sein Selbstgefühl war ein zu sicheres. Die ganz antike Naivetät, mit der er schon früher (1594) von sich gesprochen hatte, ist zu merkwürdig, um nicht einiges aus dieser Selbstschilderung mitzutheilen: „Königen, Fürsten und Großen bin ich bekannt. Ich bin weitgenannt und hochberühmt. Den Wissenschaften bin ich mit wahrer Liebe ergeben. Von jeder Ehrsucht und jedem Neide bin ich fern. Die Lüge hasse ich ebensosehr von Natur als durch die Anweisung meines Vaters tödtlich. Der Neid mag versten! Ich kann mir selbst nicht unähnlich sein. Alle meine Feinde haben bisher die Tugend, nicht Fehler an mir angegriffen. Kann irgendein Glück diesem gleich sein?“

Ruhig fuhr Scaliger fort, sich mit seinem Hauptwerk, dem thesaurus temporum zu beschäftigen. Er hatte die Chronologie der alten Völker als einen festen Niederschlag ihrer Geschichte erkannt; die Rechnung nach Olympiaden, nach Consuln, die andern Aeren sind aus der lebendigen Mannigfaltigkeit der Ereignisse hervorgegangen, keine todte Zahlenreihe. Scaliger legte seinem Werk die lateinische Uebersetzung der eusebianischen Chronik von Hieronymus zu Grunde; aber das erste Buch mit Auszügen griechischer Schriftsteller über orientalische Geschichte, fehlte ganz, und das Uebrige war doch nur in einer Umformung durch eine zweite Hand zugänglich. Scaliger stellte sich die Aufgabe einer Ergänzung des Fehlenden und keiner Rückübertragung in die Urform, also einer völligen Herstellung. Zu jener Ergänzung fehlte es aber an sicheren Quellen; doch kam Scaliger der Schrift eines Mönchs (Synullus) auf die Spur, die einen großen Theil des Eusebius enthält. Mit dem seltenen Spürtalent vereinigte sich ein ebenso seltenes Finderglück: Casaubonus entdeckte 1605 auf der pariser Bibliothek ein griechisches Manuscript, das ebenfalls eine von den Quellen des Eusebius enthielt. „Die übermäßige Freude,“ schreibt Scaliger auf diese Nachricht, „habe ihn fast wie einen Narren sich verderben lassen, er sei eine geraume Weile im Zimmer umhergesprungen.“ Er

erhielt das Manuscript, dessen Werth er vollkommen richtig beurtheilt hatte; seitdem ist es verschollen gewesen, bis erst vor funfzehn Jahren der Engländer Cramer es in Paris wieder entdeckt hat. Auf dieser Grundlage konnte Scaliger es unternehmen, in griechischer Sprache Annalen der griechischen Gesamtgeschichte aufzuführen, ein Modell, wie die antike Geschichte in antik Chronographischer Form sich ausnehme. Im Sommer 1606 konnte die Frucht siebenjähriger Bemühungen erscheinen, und sogleich legte Scaliger die Hand an eine zweite Bearbeitung, deren Manuscript er in den beiden ihm noch beschiedenen Lebensjahren vollendete. Er starb am 21. Januar 1609 in den Armen seines Lieblingschülers, Daniel Heinstus. „Bis an seine Sterbestunde — so schließt sein Biograph — lebte er als Lebendiger, theilnehmend an der Gegenwart, wie sie nun geworden, dabei weit zurückschauend in die Vergangenheit und getragen von dem Hochgefühl einer Zukunft, für die er gearbeitet hatte und von der er seinen Lohn erwartete.“

Wir sprechen schließlich noch den Wunsch aus, daß Herr Bernays uns mit einer umfassenden Geschichte der Philologie seit der Wiedererweckung der Wissenschaften beschenken möchte, zu welcher ihn seine außerordentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Zustände in jenen Jahrhunderten in so hohem Grade befähigt.

## Briefe aus Schleswig-Holstein.

### Der Nationalitätenstreit in Schleswig.

Im vorigen Briefe sagte ich, an den Angeln zeige sich, welch ein herrlicher Kern im deutschen Bauernstande liege. Ich habe damit ein streitiges Gebiet betreten; denn die Dänen werden das nicht Wort haben wollen, werden von unberechtigter Anmaßung sprechen und die Angeln für ihre Nationalität in Anspruch nehmen. Wohl könnte ich mich begnügen, gegen diese Behauptung mit den Worten: „Deutsch ist deutsch und bleibt deutsch!“ zu verfahren, welche in Schwaben den Anfang einer Beschwörungsformel bilden, mit der man windausgeschwollene Rinder und Schöpfe curirt. Ich ziehe es indes vor, Ihnen den Spruch, abgesehen von seiner magischen Kraft, zum Motto für diesen Brief zu empfehlen und statt mit einer Beschwörung mit einer kleinen Abhandlung über das Thatsächliche auf etwaige Einwürfe von vornherein zu antworten.

Das Thatsächliche aber ist, daß die Angeln ein aus dem innern Deutschland eingewanderter, später mit Jüten vermischter und dadurch theilweise dänischer, seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts aber in seiner großen Mehrzahl dem